

Michael Preis

## Donald Trumps *House of Cards*

Unentscheidbares einfach verwerfen...

*Zunächst amtiert Frank Underwood als Majority Whip im Repräsentantenhaus, dann wird er zum Vizepräsidenten ernannt und schließlich rückt er ins Amt des Präsidenten auf. Geschildert wird diese Karriere in der grandiosen Netflix-Serie House of Cards. Sie kann den Blick schärfen für die derzeitigen Vorwahlen um die Präsidentschaft in den USA, als deren auffälligster Kandidat sich längst Donald Trump etabliert hat. Ihn und Frank Underwood vergleicht der vorliegende Artikel im Hinblick darauf, wie Donald Trump auf Unentscheidbarkeiten reagiert, die die Komplexität des politischen Lebens in der modernen Gesellschaft mit sich bringt.*

Seit dem 4. März 2016 haben gespannte Fans die Möglichkeit, die vierte Staffel der Netflix-Serie *House of Cards* zu verfolgen. Parallel dazu finden in den USA Vorwahlen statt, in denen Demokraten und Republikaner ihre Kandidaten zur Präsidentschaftswahl in Stellung bringen. Die auffälligste Gestalt dieser Vorwahlen ist der für seine wüsten Auftritte bekannte Republikaner Donald Trump; spätestens seit den vergangenen Super Tuesdays vom März 2016 sorgen auch seine Wahlerfolge für großes Aufsehen. Es sind Erfolge, die wohl niemand allein seinem politischen Programm zuschreiben würde. Zu widersprüchlich sind seine Positionen, zu exaltiert die Versprechungen, mit denen sich Trump bislang in der Öffentlichkeit präsentierte. Als Politiker verkörpert er einen Typus, dessen Erfolg vielleicht niemanden so unerwartet trifft wie seine Wähler.

In meinem Beitrag möchte ich zeigen, dass Donald Trump mit seinen widersprüchlichen Positionen auf so unterhaltsame wie besorgniserregende Weise Unentscheidbarkeiten parodiert, die in der modernen Gesellschaft unausweichlich sind. Um diese These plausibel zu machen, vergleiche ich Donald Trump mit seinem fiktiven ‚Kollegen‘ Frank Underwood, der in *House of Cards* mit skrupellosen Methoden ins Präsidentenamt aufsteigt und sich dort

jedenfalls bis zum Ende der dritten Staffel hält. Auf einer Ebene der Beobachtung zweiter Ordnung wird durch diesen vergleichenden Blick sichtbar, mittels welcher Strategien Trump und Underwood steuern, wie sie von ihren potenziellen Wählern rezipiert werden. Gelenkt wird insbesondere ein spezifisch männlicher Blick, für den es attraktiv ist, nicht sehen zu müssen, was er nicht sehen soll.

*Underwood, Trump und die Regeln der political correctness*

Vergleicht man Frank Underwood, den von Kevin Spacey verkörperten Politiker der Netflix-Serie, und Donald Trump, so zeigt sich der erste als durchtriebener, mit allen Wassern gewaschener Stratege, der seine Macht mittels raffinierter Ränkespiele hinter den Kulissen der öffentlich sichtbaren Politik zu sichern weiß. Frank Underwood ist die personifizierte Selbstkontrolle, und zwar ganz gleich, ob er in den Büros des Repräsentantenhauses, später dann des Weißen Hauses, vor der Fernsehkamera oder bei öffentlichen Auftritten als Präsident in Szene tritt. Frank Underwood wirkt auf den Beobachter aber auch wie die Transparenz in Person. Über ihn können wir alles wissen, was die filmische Narration mitteilt, und das ist in einer Serie, in der Underwood als Hauptfigur fungiert, erwartbar viel: Wir erleben ihn privat mit seiner Ehefrau, im Team mit ihr bei verschiedensten öffentlichen Anlässen, wir werden Zeuge, wie Frank Underwood hinter verschlossenen Türen Mehrheiten organisiert und wie er sie durchsetzt, wo, wie, mit wem und gegen wen auch immer es nötig ist; die bedenkenlose Steuerung der Presse ist dabei ein häufig wiederkehrendes Thema. Im Notfall schreckt Frank Underwood selbst davor nicht zurück, Widersacher eigenhändig zu ermorden.

Anders Donald Trump: Er ist populär vor allem aufgrund seiner unterhaltsam martialischen Auftritte in der Öffentlichkeit oder durch seine TV-Duelle, wo er sich immer wieder als ausfällig werdender Macher inszeniert. Im Hinblick auf dieses schlichte Bild des Machos, das viele weibliche Wähler fliehen lässt, muss Trump notgedrungen verhindern, dass das feine Räderwerk der Politik hinter den Bühnen des Wahlkampfes zu deutlich sichtbar wird: Sonst müsste der mitdenkende Wähler bezweifeln, ob sich Trumps rabiate Wahlversprechen tatsächlich so einfach einlösen ließen, wie Trump es verheißt (in Schlagworten: ‚illegale Einwanderer raus‘, ‚Muslimen

die Einreise verbieten‘, ‚Mauer vor Mexiko‘ etc.). Bei Trump, der sich geradezu mit schlechten Manieren brüstet, ist der Verstoß gegen die rhetorischen Regeln der political correctness zur Regel selbst geworden. Donald Trump verkörpert damit einen völlig anderen Rednertypus als Frank Underwood. Letzterer ist als Rhetor effizient durch Zurückhaltung, wobei Underwoods verbale Angriffe im Falle des Falles umso nachhaltiger wirken; das gilt speziell für seine Auftritte in den Hinterzimmern der Macht. Die Rhetorik Trumps dagegen rührt in ihrer systematischen Selbstenthemmung gleichsam unmittelbar an die Affekte des Publikums; so verwundert Trump, irritiert, er entsetzt, er unterhält und er begeistert.

Nun mag man einwenden, Frank Underwood sei eine fiktive Figur, Donald Trump dagegen ein real existierender Kandidat im Rennen um die Präsidentschaftskandidatur der Republikaner in den USA. Und tatsächlich lässt sich dieser kategoriale Unterschied nicht einfach aus der Welt schaffen. Dazukommt, dass wir von Frank Underwood längst wissen, dass er zum Präsidenten der Vereinigten Staaten geworden ist, während Trump noch weit davon entfernt ist. Und damit nicht genug: Donald Trump war zwar schon Republikaner, bevor er Anfang des Jahrtausends zu den Demokraten wechselte, er kennt also zwar beide Seiten, doch auch seit er einige Jahre später wieder zum Republikaner wurde, hat er sich als Politiker nicht eben deutlich profiliert. Substanzielle politische Erfahrungen hat er bislang nicht vorzuweisen. Bekannter ist Donald Trump ohnehin viel länger schon als Medienunternehmer und Immobilienmogul. Auch kennt ihn sein Publikum längst aus seiner höchst erfolgreichen TV-Show *The Apprentice*. Frank Underwood dagegen hat sein politisches Handwerk buchstäblich von der Pike auf gelernt. Die Liste der Unterschiede ließe sich fortsetzen. Aber auch Gemeinsamkeiten fallen ins Auge.

*Donald Trump als Parodist des (politischen) Systems‘*

In einem kürzlich in der ZEIT erschienenen Interview mit Laura Eason, einer der Drehbuchautorinnen von *House of Cards*, spricht Eason darüber, was Frank Underwood und Donald Trump verbindet. Höchst selbstbezogen seien sie beide, die Partei sei sowohl Underwood als auch Trump gleichgültig, und beide handeln nicht auf der Basis einer lupenreinen Ideologie, sondern immer mit

Blick auf den nächsten, machtmehrenden Kompromiss<sup>1</sup>. Ideologiefrei Politik zu machen, ist allerdings in Trumps Fall nur die Kehrseite seiner Widersprüchlichkeiten, darauf verweist auch Laura Eason:

Woran glaubt Donald Trump? Ich habe nicht die geringste Idee. Er sagt genau das, was er sagen muss, damit die Leute ihn unterstützen. Und er schert sich nicht darum, dass er dazu auch oft das Gegenteil von dem behaupten muss, was er vor ein paar Jahren gesagt hat. Da ist sehr viel Francis Underwood in Donald Trump. Auch Underwood geht es nur um die Macht. Dafür ist er bereit, jede Grenze zu überschreiten. Und er zieht alle mit sich. Nachdem seine idealistische Gegenkandidatin Heather Dunbar sieht, wie weit Francis für den Sieg geht, beginnt auch sie, schmutzige Tricks einzusetzen.<sup>2</sup>

Es bleibt abzuwarten, ob Trump ebenfalls zum Präsidenten der USA gekürt werden wird. Sein Erfolg jedenfalls komme, so Eason, nicht von ungefähr:

[F]ür jemanden, der sich seit Jahren mit Washington und der Mechanik der Macht beschäftigt, war es nicht überraschend, dass ein Kandidat wie Trump auftauchte. Unser politisches

---

<sup>1</sup> S. dazu „Ideologie ist für Feiglinge“. Lässt sich Donald Trump von ‚House of Cards‘ inspirieren? Ein Gespräch über Realität und Fiktion mit Laura Eason, einer Autorin der Serie“. Interview: Kerstin Kohlenberg. *ZEIT*. <http://www.zeit.de/2016/11/donald-trump-house-of-cards-gemeinsamkeiten>, 3.3.2016

(zit. 16.3.2016).

<sup>2</sup> „Ideologie ist für Feiglinge“ Lässt sich Donald Trump von ‚House of Cards‘ inspirieren? Ein Gespräch über Realität und Fiktion mit Laura Eason, einer Autorin der Serie“. Interview: Kerstin Kohlenberg. *ZEIT*. <http://www.zeit.de/2016/11/donald-trump-house-of-cards-gemeinsamkeiten>, 3.3.2016

(zit. 16.3.2016).

System mit seiner wachsenden Unfähigkeit, Entscheidungen zu treffen, hat ihn mitverschuldet.<sup>3</sup>

Es ist vielsagend, wenn Eason im vorletzten Zitat von der ‚Unfähigkeit des politischen Systems‘ spricht, ‚Entscheidungen zu treffen‘. Denn Easons Äußerung impliziert, dass das System nur anders *agieren* müsse, um aus der Misere auszubrechen. Damit verquickt sie aber, wie man einwenden kann, den System- mit dem Subjektbegriff, und letztlich leistet sie damit, wohl unbeabsichtigt, einem Denken Vorschub, das es plausibel finden kann, dass irgendwann ein tatsächliches, individuelles Subjekt auftaucht, das die Probleme des Systems handlungsfroh zu lösen imstande ist – und sei auch dieses Subjekt verkörpert durch Donald Trump.

Davon zu sprechen, dass ‚das System‘ ‚unfähig‘ sei, ‚Entscheidungen zu treffen‘, ist aber nicht die einzige Möglichkeit, die aktuelle politische Situation zu beschreiben. Erst wenn man den Systembegriff scharf von dem des Subjekts abgrenzt, wird klarer, worin Donald Trumps spezifische Leistung und sein – bislang sehr erfolgreiches – Verfahren besteht, breite Wählerschichten für sich einzunehmen: Urs Stäheli hat im Rahmen von Erläuterungen zum Konzept einer poststrukturalistischen Sozialwissenschaft systemtheoretische Überlegungen zur Komplexität der modernen Gesellschaft formuliert. Sie laufen auf Unentscheidbarkeiten zu, die auch und gerade für das politische System maßgeblich sind, da dieses System auf ebensolche Unentscheidbarkeiten reagiert:

Komplexe Systeme gelangen immer wieder an sogenannte Gabelungspunkte (*bifurcation points*) oder *tipping points*, an denen über radikal verschiedene mögliche Systemzustände entschieden wird. Diese Kippzustände, welche zu irreversiblen Entscheidungen führen, können durch kleinste Veränderungen ausgelöst werden, dennoch aber weitreichende Strukturveränderungen oder gar Strukturzusammenbrüche zur Folge haben. Insbesondere wenn solche Veränderungen durch positive Rückkopplungsschleifen verstärkt werden, können kaum

---

<sup>3</sup> Ebd.

kontrollierbare Dynamiken entstehen. Damit wird in die Selbstreferenz und Emergenz von Systemen ein Moment immanenter Unruhe und radikaler Kontingenz eingelassen – eine Unberechenbarkeit, welche auf unvorhersehbare Weise zur Etablierung neuer Muster führt. Diese Unentscheidbarkeiten verfügen über eine Geschichte, bleiben aber unkalkulierbar: Die Auflösung von Unentscheidbarkeiten bettet sich ein in eine historische „Pfadabhängigkeit“.<sup>4</sup>

Solche ‚Pfadabhängigkeiten‘ erleben wir, technisch gesprochen, in Europa momentan im Zusammenhang mit der sog. Flüchtlingskrise. Und es ist kein Wunder, dass Donald Trump bereits nach Deutschland geschickt hat, um sich gegen Merksels Politik zu wenden, die nach wie vor die Integration größerer Migrantengruppen in Europa für möglich hält und nicht vorrangig oder gar ausschließlich auf Exklusion setzt. Trumps abschätziger Blick auf Deutschland zeigt *in nuce*, wie er von Problemen seines eigenen Landes abstrahiert (Stichwort: Einwanderer) und affektiv wirkungsvoll ablenkt. Dabei ist es für ihn kein Problem, einerseits gegen illegale Einwanderer in den USA zu polemisieren, andererseits aber selbst illegale Einwanderer zu beschäftigen, sofern es seinen Geschäftsinteressen nützt<sup>5</sup>. Und dieser Widerspruch ist nur einer von vielen<sup>6</sup>.

---

<sup>4</sup> Urs Stäheli: „System. Unentscheidbarkeit und Differenz“. In: *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Hg. v. Stephan Moebius und Andreas Reckwitz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, S. 108-123, hier S. 118f.

<sup>5</sup> S. zu diesem Vorwurf n-tv.de, mli/AFP: „Illegale Einwanderer beschäftigt?“ *n-tv*. <http://www.n-tv.de/politik/Trump-muss-ordentlich-einstecken-article17087421.html>, 26.2.2016 (zit. 16.3.2016).

<sup>6</sup> S. „Trump attackiert Merkel scharf“: <http://www.zeit.de/politik/ausland/2015-12/fluechtlinge-donald-trump-angela-merkel-kritik>, 10.12.2015 (zit. 16.3.2016) und dagegen „Trump äußert sich ungewohnt wohlwollend über Angela Merkel“. *ZEIT*. <http://www.zeit.de/video/2016-03/4796895765001/us-wahlen-trump-aeussert-sich-ungewohnt-wohlwollend-zu-angela-merkel>, 11.3.2016 (zit. 16.3.2016).

Trumps Selbstwidersprüchlichkeit sollte man daher nicht unterschätzen oder gar abtun. Sie reagiert vielmehr auf ebenjene Unentscheidbarkeiten, die das politische System Washingtons aufgrund seiner Komplexität gar nicht vermeiden kann, und mehr noch lassen sich Trumps Selbstwidersprüchlichkeiten geradezu als Parodie jener Unentscheidbarkeiten deuten: Donald Trump gibt gewissermaßen vor, mit seinen eigenen Selbstwidersprüchen die Unentscheidbarkeiten des politischen Systems widerzuspiegeln, indem er das tut, mokiert er sich zugleich über das System, gegen das er sich wendet, und er bietet einfache Alternativen, die affektiv plausibel sind, ohne dass sie sich – im Vorwahlkampf – den Realitäten des politischen Alltags überhaupt aussetzen müssten. Demzufolge muss man in letzter Konsequenz sogar konstatieren, dass Trump mit seinen rhetorisch wirkmächtigen ‚Alternativen‘ offenbar gar nicht erst vorzugeben hat, dass sie inhaltlich überzeugend wären<sup>7</sup>.

Um die These, nach der Trump als Parodist des (politischen) Systems zu verstehen wäre, zu erhärten, lohnt es sich, mit dem Vergleich zwischen Donald Trump und Frank Underwood fortzufahren und zunächst einen Blick darauf zu werfen, wie wir überhaupt über sie erfahren und wie darüber hinaus unsere Rezeption dabei gelenkt wird: In seiner oben genannten Show wirkt Donald Trump als Gastgeber und Moderator und er zeichnet für diese Show ebenso verantwortlich wie für seine Immobilien, für die Marke Trump und für seinen politischen Wahlkampf. Frank Underwood dagegen spricht zwar im Verlauf von *House of Cards* immer

---

<sup>7</sup> In eine ähnliche Richtung argumentiert Kerstin Kohlenberg in der ZEIT: „Kann sie ihn schlagen? Hillary Clinton hat Donald Trump lange belächelt. Doch jetzt droht er sie mit seiner Dreistigkeit zu übertrumpfen“. ZEIT Nr. 12 (10.3.2016), S. 9: Kohlenberg verweist darauf, dass es seine Wähler nicht störe, dass „Trumps Aussagen laut einer Studie in 76 Prozent der Fälle falsch sind. Denn an Wahrheiten von Medien und Wissenschaft glauben sie schon lange nicht mehr. Sie glauben nur noch an das, was sie fühlen. Und Trump ist der Erste, der diese Gefühle auf die große Bühne bringt und als Fakten präsentiert. In allen Umfragen nennen seine Wähler das als den wichtigsten Grund, warum sie ihn unterstützen. Er sage die Wahrheit. Ihre Wahrheit. Das macht es so schwer für Clinton. Denn Gefühle sind stärker als jedes Argument.“

wieder verschwörerisch in die Kamera, erzeugt damit Nähe zu seinen Zuschauern und unterstreicht damit noch seine Rolle als Hauptfigur der Serie; aber er steuert deren Narration eben gerade nicht. Aus verschiedenen Perspektiven entsteht ein sehr facettenreiches Bild der Hauptfigur. So wird Frank Underwood in seinen Abhängigkeiten von einem komplexen politischen System gezeichnet, dessen Akteure er virtuos für sich einzusetzen und zu manipulieren weiß.

Donald Trump dagegen hat die starke Tendenz, sich als Figur zu inszenieren, für die so manche Abhängigkeiten deswegen nicht gelten, weil er sich alles, was er für seinen Wahlkampf benötigt, selbst finanzieren kann, das eigene Flugzeug inklusive. Ob Trumps Eigenkapital es ihm als Präsident erlauben würde, sich aus politischen Abhängigkeiten freizukaufen, bleibe dahingestellt. Dass er – vielleicht – eine Mauer vor Mexiko aus eigener Tasche bezahlen könnte, heißt ja nicht, dass er sie auch politisch durchsetzen würde – zumal ihm ja ohnedies vorschwebt, dass Mexiko die Kosten für diesen Mauerbau zu tragen hätte. Donald Trump mag ein grandioser Wahlkämpfer sein, ob er als Präsident ähnlich erfolgreich wäre, bleibt abzuwarten. Sich ihn als Protagonisten in *House of Cards* auszumalen, gleicht momentan der Vorstellung, die man von einem Pokerspieler haben kann, der im entscheidenden Moment die Karten hinter sich wirft und sagt: Buh! Regeln? I don't care!

Donald Trump verfolgt eine unterhaltsame Ablenkungsstrategie, die in ihren rhetorischen Volten die eigene Inhaltsferne gar nicht erst verhehlt: Zwar hat beispielsweise Trumps Aussage für Furore gesorgt, dass er jemanden erschießen könnte, ohne dass er dadurch einen Wähler verlöre. Doch selbst wenn diese Aussage zuträfe – was man nicht hoffen mag –, so zeigt sich dennoch gerade an ihr nur zu deutlich, worin sich unser Blick auf Trump und Underwood fundamental unterscheidet: Nicht nur ist der eine real und der andere fiktiv, auch müssen wir vom einen wissen, *was wir vom anderen nicht wissen dürfen*. Würde im Laufe der vierten Staffel von *House of Cards* publik werden, dass Frank Underwood auf dem Weg ins Weiße Haus eigenhändig mehrere Morde begangen hat, er wäre sein Amt wohl schnellstens wieder los; dass wir als Zuschauer um die Morde wissen und aus dramaturgischen Gründen um sie wissen müssen, ändert daran nichts. Wäre hingegen Donald Trump ein

Mörder und würde dies an die Öffentlichkeit gelangen, wäre er in einem Rechtsstaat nach eben dem dort geltenden Recht zu verurteilen und somit als Politiker nicht mehr tragbar.

*Sehen, was Trump uns nicht sehen lassen kann*

An der oben zitierten Aussage Trumps, dass er jemanden ermorden könnte, ohne dadurch an Wählerstimmen einzubüßen, wird nicht nur seine martialische Rhetorik als solche sichtbar. Auch zeigen sich ihre Grenzen zunächst als Grenzen jeder politischen Rhetorik. Denn als vollmundig-selbstgewisses ‚Wahlversprechen‘ gilt für Trumps Aussage, er könne morden, ohne Wähler zu verlieren, das gleiche wie für jedes andere Wahlversprechen, das darauf abzielt, Wählerstimmen zu mehren: Es darf nur bis zum Zeitpunkt der Wahl nicht der Eindruck entstehen, man würde die Versprechen von vor der Wahl brechen.

Ein Versprechen aber, das von vornherein grundsätzlich bloß im Konjunktiv gegeben ist, und das überhaupt nur im Konjunktiv aufrecht zu erhalten ist, ist kein Versprechen, es ist eine lehrreiche Geste im Hinblick auf Trumps Auftritte insgesamt; deutlich wird dies mit Blick auf Frank Underwood: Ihm können wir sehr genau dabei zuschauen, wie schwierig der politische Alltag ist, in dem sich der Präsident der Vereinigten Staaten Tag für Tag zu bewähren hat; Underwood kann schließlich seine politischen Gegner nicht einfach auf offener Bühne erschießen. Auch und gerade der tatsächliche US-Präsident ist so frei nicht. Es den politischen Gegnern abzuringen, der wählenden Bevölkerung überhaupt irgendetwas versprechen, ist in der tristen Realität der Politik kompliziert genug; das gilt umso mehr, wenn andere lieber etwas anderes versprechen.

Und was verspricht Donald Trump? Indem er in die Welt hinausruft, was sich der von ihm angesprochene Amerikaner vom Präsidenten Donald Trump erwarten darf, gibt er nicht nur politische Versprechen ab, wie sie in jedem Wahlkampf unvermeidlich sind; vor allem gibt er ein Versprechen über Politik. Er treibt die gewohnte Rhetorik des Wahlkampfs an ihre Grenzen und weit darüber hinaus, indem er eine Form der Politik verspricht, in der Versprechen dadurch ganz einfach einzuhalten sind, dass Politik selbst ganz einfach wird: Donald Trump schließlich kann sich alles kaufen, warum nicht auch Politik, wobei man durchaus

fragen darf, ob seine Versprechungen nicht sehr viel billiger sind, als es sein hartes Eigenkapital nahelegen könnte.

Donald Trumps exaltiert-selbstwidersprüchliche Wahlkampfretorik hat eine durchaus nachvollziehbare Logik. Sie lässt sich an seinem Umgang mit den Problemen darlegen, die sich einer Gesellschaft in dem Moment stellen, in dem sie sich als desintegrativ und damit modern beschreibt<sup>8</sup>: Insbesondere Trumps markige Sprüche über Muslime, Mexikaner und sonstige Immigranten und/oder Terroristen verstellen sehr wirkungsvoll den Blick darauf, dass auch die amerikanische Gesellschaft viel zu komplex ist, um sie sozial-politisch einfach dadurch wieder als US-amerikanische vereinheitlichen zu können, dass man ihre territorialen Außengrenzen durch Mauern sichert und die Bevölkerung auf ihren amerikanischen Kern reduziert – welcher auch immer dieser wäre. Trumps diesbezügliche Aussagen geben sich in einem Grade schlicht, der allerdings nicht darüber hinwegtäuschen darf, dass Vieles von dem, was er momentan bloß in Aussicht stellt, definitiv schwerwiegende Konsequenzen haben wird, wenn Donald Trump Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika würde<sup>9</sup>. Wie er sich dann aber wohl zu seinem eigenen Migrationshintergrund äußern würde?

---

<sup>8</sup> Ich beziehe mich hier auf ein Argument, das Armin Nassehi in der jüngeren Vergangenheit häufig vorgetragen hat, wenn es ihm darum ging, die politischen Beschreibungsvokabeln „links“ und „rechts“ zu verabschieden: Diese Kategorien verdecken nach Nassehi eher die Komplexität der modernen Gesellschaft, als dass sie sie begrifflich fassbar machen. Eindrücklich entfaltet Armin Nassehi diese Argumentation in seinem unter folgendem Link veröffentlichten Briefwechsel mit einem der Wortführer der Neuen Rechten, Götz Kubitschek. S. „Wiewohl ich skeptisch bin, will ich wenigstens in dieser Weise offen sein.“ Briefwechsel zwischen Götz Kubitschek und Armin Nassehi. *Krautreporter*. <https://krautreporter.de/1284-wiewohl-ich-skeptisch-bin-will-ich-wenigstens-in-dieser-weise-offen-sein>, 29.1.2016 (zit. 16.3.2016).

<sup>9</sup> Als eine „Gefahr für die Menschheit“ hat Hans Ulrich Gumbrecht ihn mit guten Gründen schon im Oktober letzten Jahres bezeichnet, s. Hans Ulrich Gumbrecht: „Trump's Welt“. *ZEIT*. <http://www.zeit.de/2015/38/donald-trump-populismus-us-wahl>, 1.10.2015 (zit. 16.3.2016). Nüchterner urteilt Michael Zöllner, der am Ende seines

*Sehen, dass wir nicht sehen, was wir nicht sehen*

Parallel den Wahlkampf in den USA und die Fernsehserie *House of Cards* zu verfolgen, hat seinen Reiz, und zwar u.a. deswegen, weil die Netflix-Serie eine Transparenz verspricht, die man weder vom Wahlkampf noch von der Tagespolitik wohl je erwarten würde. Während Donald Trump verspricht, dass Politik unter seiner Ägide ganz einfach wird, verspricht *House of Cards* transparent zu machen, dass Politik alles andere als unkompliziert ist, und Frank Underwood ist diejenige Figur der Serie, die uns jene Nähe zum politischen Geschehen suggeriert, die niemandem zuteilwird, der nicht selbst Politiker ist. Damit versprechen uns, so könnte man schlussfolgern, die Serie und mit ihr Frank Underwood, zu zeigen, dass die Tagespolitik dem, was hohe Politiker versprechen mögen, gerade im Weg steht. Ob Donald Trump auch nur ein einziges seiner Wahlversprechen würde umsetzen können, bleibt fraglich. Dass Trumps Versprechen über Politik uneinlösbar ist, scheint *House of Cards* ebenso zu belegen. Das aber ist weder alles noch entscheidend. Denn auch die Fernsehserie führt ihr Publikum ein Stück weiter hinteres Licht.

Die Nähe zum politischen Geschehen nämlich, die Frank Underwood verspricht, und die Transparenz hinsichtlich seines Tuns, mit der er uns – uns direkt zuflüsternd – lockt, sind ihrerseits eine Strategie der Rezeptionslenkung. Wir folgen Frank Underwood eng auf den Fersen auch dort, wo man ‚echte‘ Politiker nie hin verfolgen könnte: in die Hinterzimmer der Macht und sogar ans offene Fenster, an dem Frank gemeinsam mit seiner Frau Claire Underwood regelmäßig eine Zigarette zu teilen pflegt, wenn beide zu später Stunde für einen kurzen Moment ihr Tagesgeschäft ruhen lassen. Der Funktion, die eine solche Teilhabe an Momenten der Intimität hat, kommt man dann auf die Schliche, wenn man an

---

Gastbeitrags für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* resümiert: „[A]uch ein Präsident Trump hätte es mit einem Kongress zu tun, dem er nicht einfach kündigen kann“, s. „Wird Amerika zu sich kommen?“ *FAZ*. <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/vorwahlen-in-florida-und-ohio-wird-amerika-zu-sich-kommen-14123461.html#/status>, 15.3.2016 (zit. 16.3.2016).

Frank Underwoods Affäre mit der Journalistin Zoe Barnes denkt, die sich zunächst von Underwood benutzen lässt, um heikle Informationen an die Öffentlichkeit zu bringen. Für Zoe Barnes sind es Stories, die ihre Karriere voranbringen. Der zukünftige Präsident hingegen verfügt über einen diskreten und verlässlichen Pressekontakt, über den er öffentlich machen kann, was er als Frank Underwood niemals sagen dürfte. Zwischendurch schläft er mit Wissen seiner Frau hin und wieder mit seiner Journalistin. Und als sie ihm gefährlich wird, wirft er sie ohne große Umschweife vor eine U-Bahn.

Bei einem seiner Aufenthalte in der Wohnung von Zoe Barnes zitiert er nach vollzogenem Beischlaf eine Äußerung, die zunächst nur sein Verhältnis zur von ihm benutzten Journalistin kennzeichnet: „Everything is about sex, except sex. Sex is about power.“ Tatsächlich gleichen die Sexszenen zwischen der jungen Journalistin und dem Politiker in den besten Jahren einer Demonstration der Dominanz des Frank Underwood. Am Ende der dritten Staffel fordert Underwoods Gattin in einer tollen Szene eine ebensolche Demonstration: Sie schlägt ihrem Mann wiederholt ins Gesicht, sagt „I want you to be rough with me“ und lässt sich von ihrem Gatten aufs Bett werfen. Während er über ihr kniet, sagt sie: „I want you to look at me. Look at me while you do it.“ Da bricht er in sich zusammen und fällt aus der Rolle, woraufhin Claire sagt „That’s what I thought“; es ist einer der stärksten jener Momente, in denen Frank Underwood die Zügel entgleiten. Er entgegnet kurz darauf mit einer rhetorisch fulminanten Machtdemonstration des Präsidenten gegenüber der First Lady im Oval Office. Die dritte Staffel von *House of Cards* endet dann damit, dass Claire ihren Mann verlässt, mitten im Rennen um eine richtiggehende Nominierung des Gatten als Präsidentschaftskandidat, noch ist er als Präsident ja nicht gewählt (!), als Vizepräsident wurde er in dem Moment Präsident, als der vorige Präsident zurückgetreten ist.

Aufschlussreich ist das oben veranschaulichte Verhältnis von Sex und Macht dann, wenn man es auf die Frage bezieht, was uns dieses Verhältnis über Sichtbarkeit und Intransparenz erzählt. Letztere wird nämlich in *House of Cards* so subtil wie nachdrücklich inszeniert: Zwar vermittelt die Serie den Anschein, als würde ihr Publikum einen genauen Einblick in die sprichwörtlichen

Hinterzimmer der Macht erhalten. Zugleich aber widerruft sie die Möglichkeit vollständiger Transparenz beispielsweise in dem Moment, in dem Frank Underwood Zoe Barnes vor die U-Bahn wirft: Aus dramaturgischen Gründen werden wir Zeuge dieses Mords. Innerhalb der erzählten Welt ist er nicht nachzuweisen, weil er unbeobachtet geblieben ist und von keiner Kamera aufgezeichnet wurde. Trivial und nicht der Rede wert wäre es, darauf zu verweisen, dass *House of Cards* nur die Transparenz einer fiktionalen Welt suggeriert, bei der ohnehin fraglich ist, was diese Welt mit der Realität der tatsächlichen Politik zu tun hat. Alles andere als trivial und durchaus aufschlussreich im Hinblick auf tatsächliche Politik dagegen ist es, wie Frank Underwood in *House of Cards* mit seinen direkten Publikumsansprachen darum wirbt, seine Sicht der Dinge zu unterstützen.

An diesen so unterhaltsamen wie vertraulichen Ansprachen lässt sich eine doppelte Strategie erkennen: Einerseits tritt der Protagonist der Serie aus deren Rahmen bzw. er holt sein Publikum in die Serie hinein, andererseits aber sieht dieses Publikum, wenn es sich von dieser Bewegung distanziert, dass Frank Underwoods Vertraulichkeiten durchaus auch als – durchschaubares – Machtinstrument zu verstehen sind. Indem Frank Underwood sich im Vertrauen an sein Publikum wendet, benutzt er diesen regelmäßig wiederkehrenden Moment der unauffälligen Intimität, um dafür zu werben, Underwood als diejenige Figur zu betrachten, die die Narration der Serie steuert.

Alles handle sich um Sex, nicht aber Sex, denn Sex handle von Macht. Man kann diese schon zitierte Äußerung von Frank Underwood über den Zusammenhang von Sex und Macht als Interpretament verwenden, wenn man die Struktur dieser Äußerung im Hinblick darauf interpretiert, was sie über Sichtbarkeit erzählt: Denn die Äußerung invisibilisiert zumindest einen Teil des Zusammenhangs von Sex und Macht. Die Sexszenen zwischen Frank Underwood und Zoe Barnes und die oben beschriebene Sexszene zwischen ihm und seiner Frau belegen, dass wir beim Blick auf Sex etwas über Macht erfahren. Das ist aber gar nicht das Entscheidende. Wichtiger ist ein erneuter Blick darauf, dass sich laut Frank Underwood *alles* um Sex dreht. Das nämlich gilt dann logischerweise auch für Macht. Nicht nur mag zutreffen: *Everything*

*is about sex except sex. Sex is about power.* Auch kann man daraus ableiten: *Power is about sex.* Auch und gerade in den Sexszenen von *House of Cards* aber geht es weniger um Sex als um Rhetorik. Es geht nicht darum, was wir sehen, sondern darum, wie uns das, was wir nicht sehen, narrativ vorenthalten wird. Vor allem aber geht es um die hintergründige Inszenierung eines (männlichen) Blicks, für den es ausgesprochen attraktiv zu sein scheint, das, was narrativ vorenthalten wird, nicht zu sehen.

*Das Schlichte affektiv plausibel machen*

Einem ebensolchen Blick bietet sich auch Donald Trump an, wenn er mit einem recht hemdsärmeligen Pragmatismus verspricht, dass Politik unter seiner Führung ganz einfach würde. Trump ist ein Medienmensch durch und durch, darüber kann seine einprägsam geschmacklose Frisur nicht hinwegtäuschen, und auch seine notorisch zu lange Krawatte signalisiert, dass er nicht nur hemdsärmelig dreinschlagen kann, sondern auch mit knalligen Zeichen Signale zu setzen weiß. Als unflätiger Rüpel<sup>10</sup> spielt er eine

---

<sup>10</sup> Sehr überzeugend wird Donald Trump von Kerstin Kohlenberg als „Prolet mit Geld“ gezeichnet. „Sein Frauenbild passt in jeden Rap-Song, er mag alles, was Gold ist und glänzt, er liebt es zu protzen.“ S. dies.: „Kann sie ihn schlagen? Hillary Clinton hat Donald Trump lange belächelt. Doch jetzt droht er sie mit seiner Dreistigkeit zu übertrumpfen“. *ZEIT* Nr. 12 (10.3.2016), S. 9. Ob Trumps Frauenbild tatsächlich in *jeden* Rap-Song passt, bleibe dahingestellt. Bemerkenswert bleibt in diesem Zusammenhang, dass der amerikanische Meinungsforscher Frank Luntz laut Kerstin Kohlenberg vorausgesagt habe, „dass Trump als Präsidentschaftskandidat die höchste Zustimmungsrateschwarzer Wähler seit Ronald Reagan bekommen würde.“ S. dazu auch Ben Schreckinger: „How Trump defeats Clinton“. *Politico*. <http://www.politico.com/story/2016/01/how-donald-trump-defeats-hillary-clinton-217868>, 19.1.2016 (zit. 16.3.2016). Es wäre also zu einfach, Donald Trumps Erfolg allein mit der Unterstützung zu erklären, die er von ungebildeten weißen Männern erfährt. S. zu diesem Themenkomplex bspw. Winand von Petersdorff: „Trump und die weißen Männer“. *FAZ*. <http://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/menschen-wirtschaft/trump-waehler-weisse-maenner-in-usa-zunehmend-unzufrieden-14098044.html#/elections>, 1.3.2016 (zit. 16.3.2016).

Rolle, die er glänzend beherrscht. Als äußerst mediensensibler Rhetor arbeitet er seit langer Zeit schon an der Vermarktung einer Marke<sup>11</sup>. Deren Erfolg rührt maßgeblich daher, dass Donald Trump sich als Entscheider geriert, der der Inaktivität des etablierten politischen Systems eine schlagkräftige Alternative entgegensetzen hätte.

Das mag zutreffen oder auch nicht. Man mag sich vielleicht noch immer fragen, ob Trump als Politiker ernst zu nehmen wäre, doch diese Frage ist im Moment recht unerheblich, da derzeit nicht zu beantworten. Unterschätzen sollte man Donald Trump nicht, und das können Äußerungen von Urs Stäheli belegen, mit denen sich die aggressiver werdenden und teils geradezu hysterischen Reaktionen erklären lassen, die Trumps Auftritte bei seinen Fans hervorrufen:

Der Moment der Unentscheidbarkeit wird nicht nur durch sinnhafte Formen der Entparadoxierung aufgelöst, sondern muß im Register von Affekten und Affektivität verstanden werden: Affekte, die selbst noch nicht individualisiert sind, sind als prozessualer Begriff des Affiziertwerdens zu denken: Die Offenheit eines Bifurkationspunktes im System übersetzt sich in diese nicht zuletzt somatische Offenheit des Affiziertwerdens.<sup>12</sup>

Ist es das Erfolgsgeheimnis von Donald Trump, dass er diese somatische Offenheit virtuos beherrscht? Einiges spricht dafür: Wenn man es für zutreffend oder auch nur weiterführend hält, dass Trump die mit der Komplexität des (politischen) Systems notwendigerweise einhergehenden Unentscheidbarkeiten mittels

---

<sup>11</sup> So formuliert es Christiane Hanna Henkel in einem Artikel in der NZZ, s. dies.: „New York. Hollywood. Washington? Ein Blick auf Donald Trump als Immobilienunternehmer, Medienmann und Marke“. NZZ. <http://www.nzz.ch/international/amerika/ein-blick-auf-donald-trump-als-immobilienunternehmer-medienmann-und-marke-new-york-hollywood-washington-ld.5921>, 1.3.2016 (zit. 16.3.2016).

<sup>12</sup> Urs Stäheli: „System. Unentscheidbarkeit und Differenz“. In: *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*. Hg. v. Stephan Moebius und Andreas Reckwitz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, S. 108-123, hier S. 119.

eigener Selbstwidersprüchlichkeiten parodiert, so kann man durchaus weiterfolgern, dass Trump durch seine Parodien seine eigenen politischen Entscheidungsangebote affektiv plausibel macht. So ist es auch zu erklären, warum es momentan völlig irrelevant ist, ob Trumps Positionen eines Tages politisch realisierbar sein werden. Trump überzeugt, ob das nun beabsichtigt ist oder nicht, mit einer Rhetorik, die direkt an die Affekte seines Publikums rührt und die gerade damit ja durchaus im Rahmen des Erwartbaren auf Herausforderungen reagiert, mit denen die amerikanische Politik auch unter Obama längst zu rechnen hat. Man muss auch Trumps Wähler darin ernstnehmen, dass sie seinen Botschaften zuhören und ihnen zustimmen, aus welchen Gründen auch immer, ob man diese Gründe nun nachvollziehen kann oder nicht – und ob man sie befürwortet oder eben nicht.

Mit Blick auf Donald Trumps Vergangenheit als Unternehmer sowie auf seine durchaus kriegerische Wahlkampfretorik wird ein Szenario immer wahrscheinlicher, das nach der Finanzkrise seit 2008 so unerwartbar nicht war: Im Moment sieht es ganz danach aus, als hätte Donald Trump mit seiner langjährigen Marken-Kampagne in eigener Sache den Präzedenzfall geschaffen, dass ein Unternehmer von zweifelhaftem Erfolg nach ausgiebiger Verwendung aggressiver Marketingmethoden zum Kandidaten um die Präsidentschaft der USA gekürt werden wird. Er bedient virtuos die Affekte und Bedürfnisse all derer, die mit der Politik des ‚Establishments‘ höchst unzufrieden sind, ohne dass er – in den Augen vieler anderer Beobachter – substanzielle Alternativen anzubieten hätte. Die Art und Weise, wie er seine politischen Versprechen verkündet, macht seinen Erfolg verständlich. Was Trump verspricht, macht diesen Erfolg fraglich. Längst fragt sich die Partei der Republikaner, ob sie diesen Präsidentschaftskandidaten überhaupt unterstützen könnte. Zum jetzigen Zeitpunkt möchte mancher sich wohl lieber Arnold Schwarzenegger wünschen. Wer hätte das gedacht?